

Was ist unsere Krone wert?

Was ist unser Geld wert? Das ist die hange Frage, die sich jedermann stellt, wenn er hört, daß man für Fett im Schleichhandel 90 Kronen verlangt, oder daß für ein Paar Stiefel der Friedensgehalt eines mittleren Beamten hergegeben werden muß. Ganz besonders aber drängt sich diese Frage dann auf, wenn man gezwungen ist, für unser Geld fremdes Geld zu kaufen. Wohl sind die regelmäßigen Gelegenheiten zu solchen Geschäften durch die zahlreichen Kriegsgeleise und Verordnungen unterbunden; immerhin kommt es doch vor, daß ein Kaufmann Schulden im Auslande zu begleichen hat oder daß ein Privatmann ein Buch oder sonstige unbedingt notwendige Gegenstände mit der Erlaubnis der Behörden im Auslande kaufen und bezahlen muß. Viel öfter sind die Fälle, wo für Unterstützung der leider allzu vielen Kriegsgefangenen oder Internierten ausländische Zahlungsmittel (Devisen) benötigt werden. Der normale Weg für die Beschaffung solcher verhältnismäßig kleiner Beträge sind die Postämter, beziehungsweise die Postsparkasse. Wenn man nun beispielsweise eine Ware in Deutschland

kauft, die vor dem Kriege 100 Mark gekostet hat, so macht man zunächst die peinliche Erfahrung, daß auch Deutschland unter einer beträchtlichen Teuerung zu leiden hat, und daß infolgedessen dieselbe Ware mindestens das Doppelte kostet. Die zweite peinliche Ueberraschung erlebt man, wenn man die erforderlichen 200 Mark in Kronen bezahlt. Vor dem Kriege hatte man für 100 Mark etwa 118 Kronen anzulegen, jetzt verlangt die Post dafür 190 Kronen. Dabei ist zu bemerken, daß auch Deutschland eine „Währung des Besiegten“ hat, also relativ auch nicht gut daran ist. Eine unergänzlich ungünstigere Erfahrung macht man, wenn man beispielsweise einem nahestehenden Kriegsgefangenen oder Internierten 100 Schweizer Franken schicken will, da man für diesen kleinen Betrag nicht weniger als 370 Kronen anlegen muß. Vor dem Kriege kosteten 100 Franken 95 Kronen. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, daß auch die Schweiz von der Teuerung nicht verschont geblieben ist, und daß die jetzige Kaufkraft von 100 Franken weit hinter der im Frieden zurückbleibt. Bismäßig noch schlechter daran ist man, wenn man holländische Gulden benötigt. Für 100 holländische Gulden, die vor dem Kriege 190 Kronen gekostet haben, müssen jetzt 650 Kronen bei den Postanstalten gezahlt werden.

Im Kriege war der Handel mit dem feindlichen Auslande verboten, und so weit ein solcher mit den neutralen Staaten, der Schweiz, Holland, Dänemark und Schweden, betrieben wurde, stand er unter strenger Kontrolle der Staatsverwaltung. Die Bezahlung vom Auslande bezogener Ware erfolgte in Zahlungsmitteln, die nur bei der Devisenzentrale beschafft werden konnten. Den von dieser Zentrale täglich veröffentlichten Preisen für Devisen (ausländische Zahlungsmittel) haben nur die engsten Kreise bisher Aufmerksamkeit geschenkt. Das große Publikum aber brachte diesen Publikationen, die auch ein Spiegelbild der Preisbewegung der Krone im Auslande sind, gar kein Interesse entgegen. Sehr mit Unrecht! Denn die Entwertung unserer Krone im Auslande war mit ein ausschlaggebender Faktor bei der Verteuerung der eingeführten Gegenstände, und sie bleibt es im hohen Maße bei der hoffentlich bald stärker eintreffenden Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel und Rohprodukte, deren wir sehr dringend bedürfen. Ein Beispiel wird dies deutlich illustrieren. Bekanntlich unterhandeln die deutschösterreichischen Delegierten in der Schweiz wegen der Einfuhr von Mehl, Fleisch und Fett aus Südamerika im Gesamtwert von etwa 10 Millionen Dollar. Da wir diese Waren nicht geschenkt erhalten, so müssen gleichzeitig auch Verhandlungen wegen der Bezahlung geführt werden. Mit Gold oder Waren können wir diese Nahrungsmittel nicht bezahlen, weil wir weder das eine noch das andere haben. Es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als um Stundung des Kaufschillings zu bitten, das heißt also, zu diesem Zweck eine Anleihe im Auslande aufzunehmen. Ein Dollar kostete im Frieden etwa 5 Kronen; derzeit gibt es keinen offiziellen Kurs für Dollars. Unter Zugrundelegung des Preises für Schweizer Franken oder holländische Gulden gelangt man zu einem Dollarkurs von etwa 20 Kronen. Die erste kleine Lebensmittelanleihe aus Südamerika, die nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeutet, würde sonach ohne alle Spesen, Finanzierungskosten und Stundungszinsen schon 200 Millionen Kronen kosten. Eine jede weitere Minderbewertung der Krone, beziehungsweise Höherbewertung des Dollars, müßte auch eine weitere Verteuerung der Preise des zu beziehenden Mehles, Fleisches oder Fettes mit sich bringen, für die naturgemäß die Bevölkerung aufzukommen hätte. Dieses Beispiel zeigt, daß jedermann wohl ein Interesse hat, die Bewegung des Kronenkurses im Auslande, beziehungsweise der Devisenkurse in Wien, mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Bei der Beurteilung der Devisenkurse geht man fehl, wenn man diese ausschließlich vom Geldstandpunkt betrachtet. Wir müssen uns darüber klar sein, daß unsere Verrechnung mit dem Auslande in letzter Linie immer dadurch bestimmt wird, daß wir Ware gegen Ware tauschen. Wir haben im Kriege Waren aus dem Auslande auf das allerdringlichste benötigt. Wir benötigen sie auch heute noch so dringend, daß wir sie haben müssen, lange bevor wir unsere Ware dagegen liefern können. Da unsere ausländischen Lieferanten keine Wohltäter der Menschheit und unsere Notlage auch auszunutzen in der Lage sind, so diktiert sie uns nicht nur den Preis der Ware, sondern auch den Preis unseres Geldes, und wir müssen die drückendsten Bedingungen annehmen. Das bedeutet, daß wir uns verpflichten müssen, in den nächsten Jahren das Vielfache an Arbeitstagen zu liefern gegen die sofortige Lieferung eines einzigen Arbeitstages seitens unserer ausländischen Lieferanten. Dasselbe Austauschverhältnis finden wir heute auch bei uns im eigenen Lande. Der Ruschackwanderer aus der Stadt, der zum Bauer kommt, zahlt für jedes Kilogramm Kartoffeln ein Sündengeld. Aus dem Gebiete des Geldverkehrs übertragen, heißt das, der Städter liefert das Ergebnis von etwa drei Stunden Arbeit ab und erhält von dem Bauer etwas, worauf dieser bloß eine Stunde Arbeit aufwendet hat. Warum dieses unnatürliche Tauschverhältnis? Weil der Bauer die Erdäpfel hat und es ihm nicht dringend ist, sie herzugeben, während es dem Städter äußerst dringlich ist, sie zu bekommen.

Wie können wir diese Verhältnisse bessern? Wir müssen frachten, so bald als möglich unsere

Warenbezüge aus dem Auslande weniger dringlich zu machen, wir müssen also so bald als möglich die Waren herstellen, die das Ausland braucht, und unter diesen Waren müssen wir aufs äußerste solche bevorzugen, die das Ausland sehr dringend braucht. Dann werden wir allmählich dazu kommen, unser Austauschverhältnis mit dem Auslande auf eine gesunde Grundlage zu stellen, und wenn wir verschiedene Sünden aus der Kriegszeit durch Fleiß und Sparsamkeit gutgemacht haben werden, dann werden wir eines Tages dem Amerikaner für das Ergebnis seines Achtstundentages nicht mehr anbieten müssen als das Produkt unseres Achtstundentages.

Allgemein ist die Anschauung verbreitet, daß mit der Zunahme des Banknotenumlaufes die Preise automatisch steigen. Wie die Ereignisse gerade der letzten Zeit deutlich zeigen, beruht diese Anschauung auf einer Verwechslung von Ursache und Wirkung. In den letzten Monaten hat der Banknotenumlauf eine rapide, vorher nie beobachtete Steigerung erfahren, und zu gleicher Zeit sind in Wämen, wo die Krone ebenso frei zirkuliert wie bei uns in Deutschösterreich, die Lebensmittelpreise und auch die Preise der einzelnen Industrieartikel stark gesunken. Auch die Preise der Wertpapiere an der Wiener Börse sind auf nahezu die Hälfte jener Preise gesunken, die vor zwei Jahren in Geltung waren, wo der Banknotenumlauf kaum die Hälfte des jetzigen betragen hatte. Die Preise hängen demnach viel mehr vom Mangel oder Ueberschuß an Ware als von der Menge der umlaufenden Banknoten ab. Es ist falsch, zu sagen: die Ware kostet sehr viel, also ist die Banknote nichts wert. Richtiger wäre es vielmehr, zu sagen: es ist sehr wenig Ware da, deshalb ist sie teuer, und es müssen viel Banknoten dafür gegeben werden. Je mehr Banknoten infolge der Teuerung notwendig werden, desto mehr kommen in Umlauf, weil die Leute, die ja doch das Notwendigste einkaufen müssen, sich auch die nötigen Banknoten verschaffen. Ganz zutreffend wäre es allerdings, den Zustand unserer Teuerung wie folgt auszudrücken: Wenig Ware, große Einkommen und Gewinne im Kriege, und daher bei starkem Wettbewerbe um die Ware an allen Orten die Fähigkeit und Neigung, viel Geld beim Einkauf auszugeben.

Es soll aber nicht geleugnet werden, daß die Ueberschüsse an Banknoten nicht ohne Bedenken ist. Nehmen wir zum Beispiel den Landwirt. Er hat im Kriege sehr viel verdient, seine Schulden bezahlt und die überschüssigen Banknoten in den Strohsack gesteckt. Solange sie dort ruhen, sind sie nicht von Uebel. Dieser neu gewonnene Reichtum kann aber jeden Augenblick ins Rollen kommen. Der Bauer kann aus irgendeinem Grunde plötzlich als Käufer für alle möglichen Gegenstände auftreten, und dann müssen die Preise weiter steigen, wenn sich nicht gleichzeitig das Warenangebot erhöht. Der Reichtum oder das hohe Einkommen des einen ist bei knappen Warenvorräten immer eine Gefahr für den anderen, der nur mit bescheidenen Mitteln seine Einkäufe besorgen kann. Für diesen Zustand gibt es nur folgendes Heilmittel: Die überschüssigen Noten müssen zum Teil durch Steuern abgeschöpft werden, und im übrigen müssen durch fleißige Arbeit aller produzierenden Schichten nützliche Waren erzeugt werden, damit die Banknoten zu deren Ankauf und zu neuerlicher Steigerung der Produktion benötigt werden. Am schädlichsten für jede Volkswirtschaft ist es, wenn Einkommen geschaffen und gesteigert werden, ohne daß dafür nützliche Arbeit geleistet wird. Von diesem Standpunkt aus muß man den Banknotenumlauf betrachten, dann sieht man auch, wie es besser gemacht werden kann. Es wäre ganz falsch, zu glauben, daß die Banknote an und für sich die dauernde Eigenschaft bekommen kann, viel wert oder weniger wert zu sein. Die Banknote oder das, was man ihren Kaufwert nennt, ist der Spiegel unserer eigenen Wirtschaft, und sie ändert ihr Bild genau so, wie sich unsere Wirtschaft ändert.